

Predigt über Psalm 22

Ökumenisches Gedenken des Novemberpogroms am 9.11.2019 um 17 Uhr
in der Ruprechtskirche in Wien
von Bischof Michael Chalupka

Liebe Gemeinde,
liebe Schwestern und Brüder,

es war eine Woche vor ihrem 8. Geburtstag, meine Mutter erinnert sich noch gut. Es lag etwas in der Luft. Es war Mittwoch und ein ganz normaler Schultag. Die älteren Buben im Wohnblock waren unruhig. Viele Männer steckten plötzlich in ihren schwarzen Uniformen. Manche hatten auf einmal Fackeln, woher auch immer. Und als die Dämmerung hereinbrach, zog ein Fackelzug durch die Wiener Straße in Graz. Meine Mutter wohnte im Armenviertel, die Kinder waren viel im Hof und auf der Straße. Ihre Brüder und sie schlossen sich dem singenden Zug an. Das versprach ein Spektakel. Die Kinder liefen mit. Meine Mutter wundert sich noch heute, woher die älteren Buben alle so schnell Armbinden mit dem Hakenkreuz hatten. Und sie erinnert sich an die Flammen, den Rauch und das Gejohle und das Geschrei der begeisterten Menge. In der Nacht vom 9. auf den 10. November wurde die Grazer Synagoge ein Raub der Flammen, und in späteren Berichten heißt es, der Grazer Bürgermeister, der sich später rühmte, einer der Ersten gewesen zu sein, der seine Stadt „judenfrei“ gemacht hat, habe selbst die erste Fackel geworfen.

Das Kind Grete Chalupka stand mitten unter den Gaffern und Jubelnden, die ihren Hohn und Spott über die Juden ausgossen. Sie stand da und schaute, was Kinderaugen zu sehen vermögen, und sieht sich selbst heute noch mit einer weißen Plakette mit einem schwarzen Hakenkreuz, das den Kindern umgehängt wurde, dastehen inmitten der Zuschauer vor dem brennenden Gotteshaus. Man war nicht nur auf die Gewalt und das Feuer vorbereitet, sondern wusste auch die Massen zu instrumentalisieren.

Heute vor 81 Jahren brannten die Synagogen. Jüdische Geschäfte wurden geplündert. Private Wohnungen verwüstet. Die Väter verschleppt. Menschen getötet. Das Novemberpogrom in Österreich war von besonders großer Brutalität gekennzeichnet. Ein Fünftel der Getöteten im ganzen Deutschen Reich wurde in Wien ermordet. Es war von langer Hand vorbereitet durch eine Medienkampagne und organisierte Horden aus SA und SS.

Doch um die brennenden Synagogen standen Menschen und schauten zu. Sie waren nicht organisiert. Da waren Männer, Frauen und Kinder, die, vom Spektakel und der Verhetzung angezogen, feixten und lachten, während Gebetshäuser brannten und Menschen vor ihnen im Staub lagen.

Einer derer, die im Staub lagen, mag mit den Worten des Psalmisten gebetet haben (in der Übertragung von Arnold Stadler):

*Auf dich setzten unsere Väter ihre Hoffnung.
Sie hofften auf dich und kamen davon.
Zu dir hin schrien sie und wurden befreit.
Dir trauten sie und wurden nicht beschämt.
Doch ich, ich bin ein Wurm.
Kein Mensch.
Die Menschen – lachen mich aus.
Das Volk – verachtet mich.
Alle, die mich sehen, lachen,
entrüsten sich, lassen sich aus:
der soll seine Sorgen auf Gott abschieben!
Sein Gott soll ihn herausreißen!
Er soll ihn befreien, wenn er ihm zusagt!
Vom Bauch der Mutter an
bist du mein Gott.
Sei nicht so fern!
Ich liege im Dreck.
Keiner hilft mir.
Sie haben mich umzingelt.
Der Mob hat mich eingekreist.
Sie haben ihre Mäuler aufgerissen Sie sind schlimmer als Bestien. Und ich – bin
wie Wasser, hingeschüttet.
Meine Knochen sind wie aufgelöst -
Mein Herz?
Ist in mir zerflossen. Wie Wachs.
Meine Kehle? Ausgetrocknet, eine Scherbe. Die Zunge klebt mir am Gaumen.
Du hast mich in den Staub des Todes gelegt! Hundevolk umlagert mich, eine
ganze Meute. Sie haben mir Hände und Füße durchbohrt. Ich kann all meine
Knochen zählen.
Ihr Blick herrscht über mich.
Sie teilen meine Kleider unter sich auf, werfen das Los über meine Sachen.*

Was bringt Menschen dazu, angesichts des Leides, das sich vor ihren Augen abspielt, zu feixen, zu spotten und zu lachen? Wer spottet und lacht, nimmt das Leiden nicht wahr, immunisiert sich gegen das Leiden. Wer das Leiden nicht wahrnimmt, der spürt auch kein Mitleid. Wer das Leiden nicht spürt, kann auch nicht helfen.

Doch meine Mutter war nicht die einzige Augenzeugin. Im Jahr 2000 anlässlich der Wiedereröffnung der Grazer Synagoge schreibt Hans Dichand, der Herausgeber der Kronenzeitung, der ebenfalls aus Graz stammt und damals als

17-Jähriger dabei gewesen ist: *Von allen Seiten strömten die Grazer zu der brennenden Synagoge und hielten mit ihrer Empörung über diesen Gewaltakt nicht zurück. Zwar hatte die SA alles abgesperrt, aber die Demonstranten spuckten in Richtung SA-Männer und beschimpften sie lautstark. Die Vorsichtigeren sammelten sich gegenüber, am anderen Mauerufer, im Augarten und schrien ihre Abscheu herüber.*

Die Erinnerungen der beiden klaffen auseinander, doch Augenzeugenberichte haben die Eigenart, nur davon berichten zu können, was die eigenen Augen zu sehen vermeinten. Vor einer brennenden Synagoge stehend, bestimmt der eigene Standort die eigene Sicht. Beides wurde wohl so erlebt, die johlende begeisterte Masse ebenso wie die empörte Menge der Umstehenden.

Das Novemberpogrom war der Auftakt der systematischen Verfolgung. Diese blutige Nacht der zügellosen Gewalt, in der von wüsten Horden geschlagen, getötet, verwüstet und gestohlen wurde, wuch der systematischen Verfolgung, die sich durch bürokratische Akribie und Rechtskonformität auszeichnete. Die offensichtliche Darbietung der exzessiven Gewalt und unverschämten Lust am Quälen schien nicht mehr opportun. Den Raubzügen folgte die bürokratische Arisierung, dem Verprügeln und Quälen auf offener Straße folgten die Deportationen von Abertausenden. Die Gewalt wurde den Blicken der Öffentlichkeit entzogen.

Der Blick auf das Leiden kann nicht nur durch Hohn und Spott und Verachtung verstellt werden, sondern kann auch dadurch getrübt sein, dass man glaubt, das Recht auf seiner Seite zu haben oder sich hinter der Bürokratie der scheint's rationalen Notwendigkeit verstecken zu können. Schon 1946 schrieb der deutsche Rechtsphilosoph Gustav Radbruch: „Der Positivismus hat in der Tat mit seiner Überzeugung ‚Gesetz ist Gesetz‘ den deutschen Juristenstand wehrlos gemacht gegen Gesetze willkürlichen und verbrecherischen Inhalts.“

Der Gott, zu dem betet, wer den Psalm betet, ist kein Gott des Gelächters und keiner, der sich hinter einer kalten Gerechtigkeit versteckt.

*Und du, Herr! Hilf doch! Schreite ein! Du,
meine Stärke, komm jetzt!
Rette mein Leben vor ihrer Mordlust, das einzige, das ich habe, vor der Gewalt
dieser Hände!
Rette mich,
vor dieser Todesmaschine, vor dieser Zerstörungswut, rette mich!*

Auch in der größten Gottesferne ruft der Beter zu seinem Gott, den er kennt vom Bauch der Mutter an. Denn auch wenn Gott nicht zu spüren ist, so weiß er, dass Gott sein Leiden spürt, dass Gott sein Leiden ansieht und mit ihm leidet. Er kann sich Gottes Mit-Leiden gewiss sein. „Wenn er zu mir schreit, höre ich es, dann

habe ich Mitleid“, heißt es im Buch Exodus (22,26)

Gott immunisiert sich nicht gegenüber dem Leid des Beters. Er schwebt nicht über dem Schmerz, schaut nicht weg, erhebt sich nicht über die Schwachheit und lässt das Gesetz nicht zwischen sich und den Menschen treten.

Gott gedenkt der Seinen, auch wenn sie ihn fern wähen. Gott spürt uns, auch wenn wir ihn nicht zu spüren vermögen.

In einer Woche begeht meine Mutter ihren 89. Geburtstag. Seit sie Augenzeugin des Novemberpogroms geworden ist, sind 81 Jahre vergangen. Auch nach 81 Jahren ist es wichtig, dieser Tage, an denen sich die Rohheit und Menschenverachtung, der Hohn und der Spott Bahn gebrochen haben, zu gedenken.

Leid schmerzt. Die Verlockung, sich vor dem Schmerz der anderen zu immunisieren, ist groß. Der Hohn und der Spott, das Gelächter über die, die am Boden liegen, haben sich andere Orte gesucht. Sie ergießen sich über die Opfer in den Kommentarspalten der Online Medien, in den Talkshows verstecken sie sich unter dem Deckmantel der Meinungsfreiheit und verwenden ihre antisemitischen, fremdenfeindlichen Chiffren wie eh und je und lachen sich dabei ins Fäustchen. Auch die enge Auslegung des Buchstabens des Gesetzes muss immer wieder dazu herhalten, den Geist unseres Rechtsstaates, der auf den Menschenrechten fußt und ein Kind der grausamen Erfahrungen der Nazidiktatur ist, zu desavouieren. Da kann man dann eben nichts machen, auch wenn man an den Hebeln der Macht sitzt, wenn gut integrierte Flüchtlinge aus ihren Lehrstellen heraus in Flugzeuge gesetzt werden, die sie nach Afghanistan bringen, auch wenn ihnen dort der Tod droht.

Gedenken heißt, sein Herz berühren lassen. Gedenken heißt, sich nicht gegen das Leid immunisieren zu lassen, nicht durch Hohn und Spott und nicht durch den scheinbaren Zwang der unausweichlichen Gesetze dieser Welt.

Meine Mutter sagt über ihre Kindheit unter dem Regime des Nationalsozialismus: „Sie haben uns Kinder zur Herzlosigkeit erzogen. Wir haben das Leid gesehen, doch es durfte uns nicht erschüttern. Ja, sie haben versucht, eine herzlose Generation zu erziehen.“

Deshalb gilt es zu gedenken. Es geht um die, die nicht mehr zu uns sprechen können. Und es geht um uns. Denn wer das Leiden seiner Mitmenschen nicht zu spüren vermag, nicht sein Herz spürt und die Erschütterung fühlen kann, der nimmt Schaden an Herz und Seele.

AMEN